

ALASTAIR BONNETT



**DAS
ZEITALTER
DER
INSELN**

**VON UNTERGEHENDEN
PARADIESEN UND
KÜNSTLICHEN ARCHIPELEN**

C.H.BECK

Alastair Bonnett

Das Zeitalter der Inseln

Alastair Bonnett

Das Zeitalter der Inseln

Von untergehenden Paradiesen
und künstlichen Archipelen

Aus dem Englischen
von Andreas Wirthensohn

C.H.Beck

Die englische Originalausgabe erschien 2020 unter dem Titel
«The Age of Islands. In Search of New and Disappearing Islands»
bei Atlantic Books, London.

Alle Zeichnungen und Fotografien stammen vom Autor,
wenn nicht anders angegeben.

© Verlag C.H.Beck oHG, München 2021
Umschlagentwurf: Rothfos & Gabler, Hamburg
Umschlagabbildungen: Eran Hakim, © Shutterstock
Satz: Fotosatz Amann, Memmingen
ISBN Buch 978 3 406 76702 9
ISBN eBook (epub) 978 3 406 76703 6
ISBN eBook (PDF) 978 3 406 76704 3

*Die gedruckte Ausgabe dieses Titels erhalten Sie im Buchhandel
sowie versandkostenfrei auf unserer Website*

www.chbeck.de.

Dort finden Sie auch unser gesamtes Programm und viele weitere Informationen.

Inhalt

Einleitung	7
------------	---

I. Aufsteigend

23

Warum wir Inseln bauen	25
Flevopolder, Niederlande	51
The World, Dubai	64
Chek Lap Kok, Flughafeninsel, Hongkong	75
Fiery Cross Reef, Südchinesisches Meer	86
Phoenix Island, China	91
Ocean Reef, Panama	101
Natürlich, übersehen, zufällig: Andere neue Inseln	113
Hunga Tonga-Hunga Ha'apai, Tonga	124
Die zufälligen Inseln im Kavicsos-See, Ungarn	136
Müllinseln	145

II. Verschwindend

157

Warum Inseln untertauchen	159
Die San-Blas-Inseln von Guna Yala, Panama	170
Tongatapu und Fafa, Tonga	181
Die Scilly-Inseln, Großbritannien	193

III. Zukünftig

205

Inseln in Planung	207
Seasteading	212
Dogger Bank Power Link Island, Nordsee	217
East Lantau Metropolis, Hongkong	222
Kein Ende	226
Dank	233
Literatur	235
Register	237

Einleitung

Wir leben im Zeitalter der Inseln. Noch nie zuvor wurden in einer solchen Vielzahl und in solchen Dimensionen neue Inseln gebaut. Gleichzeitig verschwinden Inseln: Sie versinken in den ansteigenden Weltmeeren und zerfallen zu Archipelen. Was hier mit Inseln geschieht, ist eines der großen Dramen unserer Zeit, und es geschieht überall: Vom Südchinesischen Meer bis zum Atlantik erheben sich Inseln oder gehen unter. Es ist ein seltsamer Rhythmus, faszinierend und beängstigend, natürlich und unnatürlich zugleich. Er schreibt sich unseren Hoffnungen und Ängsten ein: Der Aufstieg und Fall von Inseln ist eine intime Sache, eine Sache der ganz persönlichen Empfindung, gleichzeitig aber auch ein planetarisches Spektakel. Ich möchte dieses neue Territorium erkunden und zu begreifen suchen, was es uns über unser Verhältnis – über unsere schwierige Liebesbeziehung – zu Inseln verrät.

Dies ist die Geschichte dieses Abenteurers. Es wird keine einfache Sache werden. Ich weiß das jetzt ziemlich sicher, denn ich schreibe diese Zeilen in Nuku'alofa, der sich langsam bewegenden, vom Wetter schwer mitgenommenen Hauptstadt des Königreichs Tonga, und ich fühle mich genauso müde wie all diese traurig dreinblickenden Hunde, die draußen auf der brütend heißen und menschenleeren Straße hocken. Heute morgen blies der Wind unerwartet heftig, und gut dreißig Kilometer vom Ufer entfernt geriet der Rumpf des unerwartet kleinen Motorboots, das ich – Wochen zuvor und Tausende Kilometer entfernt – für die Fahrt zu einer neu entstandenen und noch namenlosen Vulkan-

insel gebucht hatte, in Übelkeit erregendes Gewoge und wummerte heftig durch jedes grüne Wellental. «Wir müssen umdrehen», brüllte der Kapitän; auf seinen bloßen Armen und seiner nackten Brust überzog Gischt die verblässenden Tätowierungen von Walen und Delfinen.

Und so hänge ich wieder fest, schreibe Freunden und der Familie WhatsApp-Nachrichten: «habe es nicht auf meine Insel geschafft». 18 000 Kilometer für nichts. Morgen wird ein Wirbelsturm diesen Flecken im Pazifik treffen, und ich gehe davon aus, dass ich diesen unmöglichen Tupfen dort draußen am Horizont niemals erreichen werde.

«Meine Insel». Was für eine eigenartige Vorstellung. Inseln gehen einem gleichsam unter die Haut; diese Splitter der Sehnsucht, diese entschlüpften Territorien, sie graben sich tief ins eigene Ich ein. Als der nahende Sturm seine ersten schweren Tropfen fallen lässt, genehmige ich mir zum Trost noch einen Schluck Whisky und durchforste, nicht zum ersten Mal, mein Gedächtnis danach, was diese lange und oftmals einsame Reise überhaupt in Gang gesetzt hat. Ich erinnere mich daran, wie meine siebzehn Jahre alte Tochter in der Küche stand, ein Toastbrot in der Hand, klug, selbstbewusst und unbeeindruckt: «Du bist total bescheuert», sagte sie mit eisiger Autorität; und fügte hinzu: «Du willst doch hier bloß deine Wechseljahre globalisieren.» Doch gleich darauf setzte sie ein strahlendes Lächeln auf: «Ich will mitkommen!» Andere waren weniger nachsichtig und kniffen die Augen argwöhnisch zusammen angesichts dieser bedauernswerten, aber noch namenlosen Form von postkolonialer Maßlosigkeit.

Doch ich verspüre nun einmal das drängende Gefühl, diesen verstreuten, noch nicht auf Karten erfassten Punkten der Veränderung hinterherjagen zu müssen. In den frühen Morgenstunden schrecke ich plötzlich aus dem Schlaf, besessen von irgendeinem abwegigen, schwer zu fassenden Detail, und komme erst wieder

zur Ruhe, wenn ich eine Landkarte oder eine unleserliche Notiz auf einen Zettel gekritzelt habe. Ich glaube, ich muss mich ein wenig beruhigen und das Ganze langsam angehen; muss deutlich machen, warum der Aufstieg und Untergang von Inseln so wichtig ist.

Dafür gibt es keinen besseren Ausgangspunkt als das Südchinesische Meer. Im Norden und Westen stoßen seine warmen Gewässer an die Küsten Chinas und Vietnams; im Süden und Osten liegen Malaysia und die Philippinen. Es bildet eine der wichtigsten Handelsrouten auf der Welt – über die pro Jahr angeblich Waren im Wert von 5,3 Billionen US-Dollar unterwegs sind – und einen der zentralen Kampfplätze heutiger Geopolitik. Die einst ursprünglichen und unberührten Riffe und Inselchen, die dieses Meer überziehen, sind fürchterlich verstümmelt oder gnadenlos planiert und zubetoniert; gut ein Dutzend sind mit Unmengen an militärischer Feuerkraft vollgepackt und haben sich in kühne Vorposten eines neuen kalten Krieges verwandelt. China verbindet die Mehrzahl dieser Frankenstein-Inseln miteinander und übernimmt die Kontrolle über das gesamte Meer.

Satellitenbilder und Luftaufnahmen zeigen, wie die Riffe an lange schwarze Rohre angekoppelt werden, die sich durchs Wasser schlängeln; diese Rohre wiederum sind mit Schiffen verbunden, die den Meeresboden – Sand, Korallen, Krustentiere, einfach alles – zu Baumaterial zermahlen. Dieser Meeresbrei wird auf die Insel gepumpt. Später kommen dann die Betonmischer, die Rollfelder, Marinehäfen und Raketensilos. Eines der jüngsten Opfer ist das Johnson South Reef. Dieses entlegene Korallenriff wurde zur Beute eines befruchtenden Jägers. In einer ersten Phase wird das Riff aufgeschüttet. Später dann wird es zu einem Rechteck planiert – ein feindseliger Fremdkörper in einem warmen blauen Meer.

Die Tragödie der Spratly-Inseln beherrscht die Schlagzeilen in Ostasien seit Jahren. In den kommenden Jahrzehnten werden

deutlich größere und friedlichere chinesische Inseln weltweite Beachtung finden. Nur ein paar Minuten von zahlreichen Küstenstädten entfernt werden spektakuläre neue Freizeit- und Unterhaltungsinselformen entstehen. Wie die kunstvoll gestalteten neuen Inseln, die in den Golfstaaten errichtet werden, werden dies Orte eines sorglosen Konsumismus sein. Doch da dafür der Meeresgrund aufgegraben wird und ganze Reihen von extravagant gestalteten, vollklimatisierten Offshore-Hotels dorthin gepflanzt werden, sind diese gutgelaunten Shopping- und Urlaubsdestinationen zwangsläufig genauso umweltschädlich wie ihre militärischen Verwandten.

Unsere Macht, den Planeten zu verändern und umzugestalten, konzentriert sich zunehmend auf neue Inseln. Jede von ihnen verkündet lautstark: «Schau, wozu wir Menschen fähig sind!» Doch das Zeitalter der Inseln hat auch noch eine andere Facette. Während neue Inseln emporwachsen, gehen alte unter. Heute werden niedrig gelegene Nationen vom Gespenst des Verschwindens heimgesucht. Tausende von Inseln auf dieser Welt liegen nur ein paar Zentimeter über dem sie umgebenden Meer, und die meisten von ihnen schrumpfen von Jahr zu Jahr, von Monat zu Monat. Die Liste der Verschwundenen ist bereits lang. Das Tempo, mit dem Bagger und Ingenieure neue Inseln fabrizieren können, nimmt zu, aber auch die Geschwindigkeit, mit der natürliche Inseln verschlungen werden.

Als der damalige UN-Generalsekretär Ban Ki-moon zu einer weiteren Konferenz über den Klimawandel in die Hauptstadt der Salomonen-Inseln unterwegs war, schaute er aus dem Flugzeugfenster und sah, was auf den ersten Blick wie zwei Unterwasserriffe und, im Hintergrund, ein paar kleine Inseln erschien. Tatsächlich aber waren es die Überreste einer einzigen großen Insel, die fast vollständig vom Meer verschlungen wurde; übriggeblieben sind allein ihre höchsten Erhebungen. Gut ein Dutzend Inseln

sind in diesem Teil der Salomonen auf die gleiche Weise verschwunden. Auf zahlreichen anderen musste die gesamte Bevölkerung der Küstenstädte ins Landesinnere umziehen. Inseln vermitteln heute ein Gefühl der Flüchtigkeit und der Ungewissheit: Es umgibt sie eine Atmosphäre des Zweifels. Ihre Geschichten halten unserem besorgniserregenden Zeitalter einen Spiegel vor.

Inseln verändern sich schnell, aber sie üben einen ganz ursprünglichen Reiz aus. Ich liebe Inseln. Sie bieten die Möglichkeit zu Neuem, zu Hoffnung. Angesichts des weißen, leblosen Haufens, den das Johnson South Reef bildet, mag das etwas weit hergeholt klingen. Doch noch der trostlosesten Insel haftet etwas Utopisches an. Das erste Bild von Utopia war eine Insel. Es ist bemerkenswert, wie sehr Thomas Morus in seiner Reisefantasie, der wir das Wort verdanken, einem Buch mit dem schlichten Titel *Utopia*, darauf beharrte, dass dieses Utopia eine Insel sein müsse. Morus berichtet, der Gründer dieses auf einzigartige Weise vollkommenen Reiches, König Utopus, habe eine Insel daraus gemacht. Ursprünglich sei es Teil des Festlands gewesen, erst Utopus habe «das Land zur Insel gemacht. Sobald er nämlich, kaum dort gelandet, Sieger geworden war, ließ er fünfzehn Meilen Landes auf der Seite, wo die Halbinsel mit dem Festland zusammenhing, ausstechen und führte so das Meer ringsherum.»* Nur so konnte ein makelloser und völlig neuer Ort entstehen. Utopia ist ein Raum im Abseits, ein Juwel im Meer, ein ferner Anblick, zu dem man unbedingt gelangen möchte.

Thomas Morus schreibt, die Insel habe «die Gestalt des zunehmenden Mondes. Zwischen dessen Hörnern bildet das Meer eine ungefähr 11 Meilen breite Bucht; diese gewaltige Wasserfläche, rings von Land umgeben und so vor Winden geschützt, mehr sta-

* Thomas Morus, *Utopia*, lat./dt., übersetzt von Gerhard Ritter, mit einem Nachwort von Eberhard Jäckel, Stuttgart, 2012, S. 125.

gnierend nach Art eines ungeheuren Sees als stürmisch bewegt, macht fast die ganze innere Ausbuchtung des Landes zu einem Hafen und trägt die Schiffe zum Nutzen der Bewohner nach allen Himmelsrichtungen.»* Man kann sich leicht vorstellen, wie es ist, in diesen großzügigen Hafen zu segeln. Das Wunderbare an Inseln ist unter anderem, dass sie sich mit Hilfe der Fantasie fassen lassen: Wir können sie uns vor unserem inneren Auge als Ganze vorstellen. Deswegen können wir sie uns im Geiste als vollendet ausmalen: vollständig und abgeschlossen.

Jeder, der zu neuen Inseln unterwegs ist, hat es mit Hoffnung zu tun. Nicht mit ängstlicher, rehägiger Hoffnung, sondern mit unerhörter, fröhlicher, stürmischer, zuversichtlicher Hoffnung. Sie verbindet sich mit den sich schnell verändernden Inselpoldern der Niederlande ebenso wie mit den seltsamen Freizeitinseln der Golfstaaten und Chinas. Ungeachtet der Tatsache, dass die meisten neuen Inseln eine ökologische Katastrophe sind, ist es perverserweise immer noch unmöglich, sie von der Hoffnung abzutrennen. Insofern ist es fast unvermeidlich, dass ich den letzten Abschnitt dieses Buches *zukünftigen* Inseln widme, Orten, die in den nächsten Jahrzehnten oder so sichtbar werden.

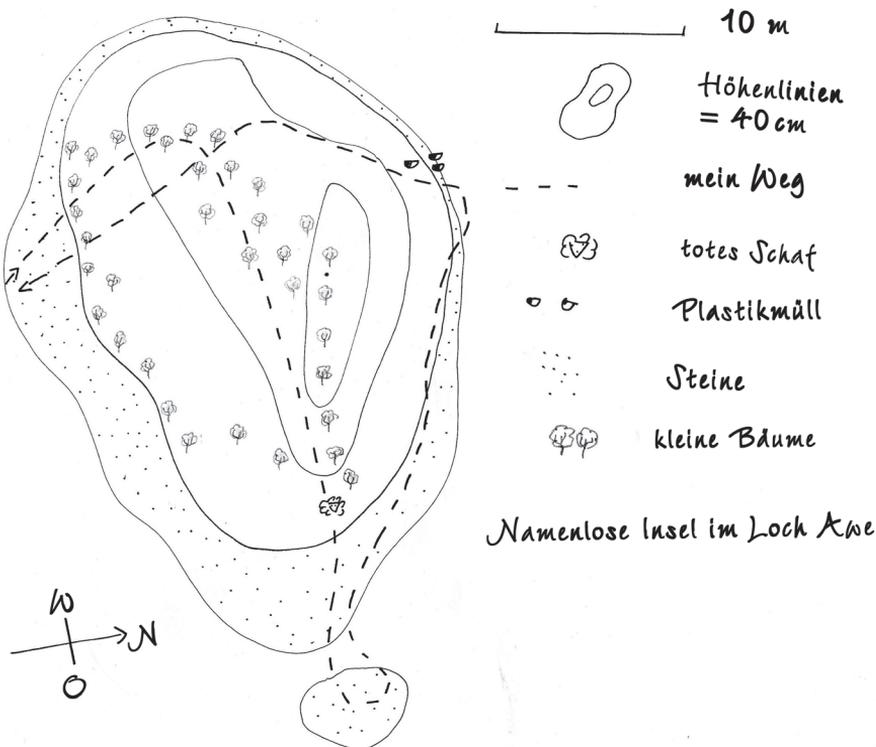
Noch eine andere Erinnerung steigt in mir auf. Meine erste «neue» Insel. Ich habe sie vor ein paar Jahren besucht. Ich erinnere mich an sie wie an das Gesicht eines alten Freundes. Ich brauche diese Erinnerung, denn Regen und Sturm trommeln heftig aufs Dach. Lieber nicht darauf lauschen, wie die Palmen rauschen und im Wind tanzen, wie ihre Zweige sich biegen und gen Himmel peitschen. Viele Menschen auf Tonga verbringen die heu-

* Ebd., S. 123.

tige Nacht in dünnen Leinenzelten, die nach dem letzten Wirbelsturm von Hilfsorganisationen zur Verfügung gestellt wurden und jetzt oft im nassen Vorgarten stehen. Ich ziehe mich an einen glücklicheren Ort zurück.

Ein leichtes Klatschen der Ruder. Das Wasser ist warm und weich, fast wie Seide. So sollten alle Inselfahrten sein. Mit dem letzten Ruderzug schrammt das hübsche grüne Boot, das ich mir für einen Tag ausgeliehen habe, unter Wasser über einen Ring großer runder Steine. Ich springe aus dem Boot und mache mich eifrig auf Erkundungstour; ich presse ein gelbes metallenes Maßband durch das Geäst verschrumpelter Haselnusssträucher und über den grauen Kadaver eines verwesenden Schafes (wie zum Teufel ist das hierhergekommen?). Meine namenlose Insel ist neunzehneinhalb Meter lang und zehn Meter breit. Hoch oben durchschneiden schwere schwarze Stromleitungen die Weite des Sees: als habe man dunkle Bögen auf einen Sommerhimmel gemalt. Es ist ein windstillere Tag.

Die Insel ist eine von vielen im Loch Awe, einem fast vierzig Kilometer langen Süßwassersee im Westen Schottlands. Ich habe keine Ahnung, dass sie den Anfang von etwas markieren wird. Mein gelbes Maßband, das ich mit pseudoprofessionellem Aplomb zum Einsatz bringe, ist nichts weiter als ein schützender Talisman, der die Sinnlosigkeit einer Minipause am Wegesrand abwehren soll. Als ich mich am Westufer des Inselchens hinhocke, neben mir ein kleiner Strudel aus Plastikmüll – Imbissverpackungen und Angelschnüre haben sich ineinander verhakt –, frage ich mich irritiert: «Warum bin ich überhaupt hierhergekommen?» «Warum üben Inseln eine derartige Anziehungskraft auf mich aus?» Während ich auf all den Plastikmüll starre, tauchen schon bald weitere Fragen auf: «Was passiert da gerade mit Inseln?» «Warum bauen wir heute so viele von ihnen und warum verunstalten wir so viele weitere?»



Diese Wolke aus Fragezeichen mag an einem so anonymen und friedlichen Ort fehl am Platz sein. Doch meine Insel birgt ein Geheimnis. Sie wurde von Menschen geschaffen – genau so wie fast all die anderen Inseln, die ich vom Ufer aus sehen kann. Die gut zwei Dutzend, die noch im Loch Awe sichtbar sind, wurden alle in ferner Vergangenheit – irgendwann vor 2600 bis vor 600 Jahren – künstlich angelegt. Damals nutzten die Menschen, weil sie ringsum von hohen Erhebungen umgeben waren, die Flüsse und Seen als Handelswege. Fast alles, was sie taten, hing vom Wasser ab, und der Inselbau ermöglichte es ihnen, an ihrer ökonomischen und politischen «Hauptstraße» zu leben. An den

Einleitung

seichten Stellen wurden Holzpflocke in den Seegrund gerammt und große Steine draufgelegt. Anschließend wurden gemeinschaftlich genutzte Rundhäuser errichtet, dazu kleine Verschläge für Schweine und Ziegen. Diese alten künstlichen Inseln heißen Crannogs. Nur eine Handvoll davon wurde ausgegraben. In Schottland gibt es rund 350 Beispiele dafür; in Irland sind es um ein Vielfaches mehr, und in Dutzenden weiteren Ländern gibt es ähnliche alte Seeinseln. Es sind faszinierende Orte: irritierend und doch unmittelbar verständlich. Die Menschen besitzen, was Inseln angeht, eine unstillbare Neugier und den tiefsitzenden Wunsch, sie zu formen und zu erschaffen.

Nach diesem Ausflug auf den Loch Awe kehrte ich nach Newcastle zurück, in meine Heimatstadt ganz im Norden Englands, wo ich seit dreißig Jahren lebe, und versuchte meine Gefühle in eine wie auch immer geartete Ordnung zu bringen.

Ich begann herumzukritzeln, alle Arten von Inseln, wie ich das als kleiner Junge gemacht hatte: dicke und verschnörkelte Inseln, Inseln mit hübsch geschwungenen Einbuchtungen, Inseln mit Dörfern und Inseln mit Bergen, Inseln mit Höhlen und einem Schatz darin. Ich führte zudem eine Liste der neuesten und sich am rasantesten verändernden Inseln auf der Welt, natürlichen wie nicht natürlichen. Von diesen Inseln erfuhr ich in Gesprächen bei der Arbeit am Geography Department der Universität Newcastle (hier hörte ich zum ersten Mal davon, dass der Hauptteil von Svalbard in der hohen Arktis aus zwei Inseln bestand, wie sich nach dem Abschmelzen des Eisschildes gezeigt hatte) und aus den Nachrichten (neueste Bilder von den aufgeschütteten und militarisierten Spratlys im Südchinesischen Meer und ein bedrohlich wirkender neuer Vulkan, der sich aus dem Meer nördlich von Tonga erhebt). Unterstützung bekam ich auch von den Lesern meiner Bücher über die seltsamsten und allerseltsamsten Orte der Welt. Ob ich denn von den neuen

künstlichen Inseln in Korea gehört hätte; ob ich denn etwas über die «Müllinseln» wisse; über Inseln, die vergiftet seien, die explodierten, die unbewohnbar oder von riesigen Krabben übersät seien ...?

So viele Inseln. Ich bin nicht sicher, ob es wirklich hilfreich war, dass ich auf ein Exemplar des *Island Studies Reader* stieß und dort erfahren musste, dass es auf unserem Planeten Hunderte Millionen von Inseln gibt. Wie sich herausstellte, umfasst diese Zahl 8,8 Millionen Inselchen (mit einer Fläche zwischen zehn Quadratmetern und zehn Quadratkilometern) und 627 Millionen Felsen (mit einer Fläche zwischen 0,1 und 100 Quadratmetern). Ich frage mich, wer die alle gezählt hat. Das Ganze klingt eher nach einer groben Schätzung. Ich war trotzdem überwältigt – beunruhigt von der fraktalen Unendlichkeit von Inseln und dem rasanten Tempo der Veränderung.

Weil ich Klarheit in meinen Kopf bringen wollte, verbrachte ich meine Abende fortan nicht mehr mit Google Earth (das oft um Jahre hinterherhinkt, wenn es um neue und verschwindende Inseln geht) oder mit meinen E-Mails (*ping*: «Ich hab' das in der BBC News App gesehen und dachte, das könnte Sie interessieren: «Die Insel, die alle sechs Monate das Land wechselt»»). Ich suchte nach Ideen, an denen ich mich festmachen konnte. Dabei kam ich immer wieder auf eine Vorstellung zurück, die sich als seetüchtig erwiesen hat und mir nach wie vor Orientierung gibt, nämlich der janusköpfige Charakter moderner Inseln: Sie sind beängstigend und zugleich betörend; sie bieten Sicherheit, aber auch Verwundbarkeit. Hier sind ein paar meiner durchdachteren Kritzeleien, die ich gleich nach meiner Rückkehr vom Loch Awe zu Papier gebracht habe.

Inseln = Krise: Das Drama um so viele Probleme – Klimawandel, Artenverlust und Aussterben, Überbevölkerung, Nationalismus und Umweltverschmutzung – wird auf den Inseln mit besonde-

rer Intensität ausgetragen. Das Verschwinden einer Insel verursacht echte Trauer, ein reales Gefühl des Verlusts, wie es bei gewöhnlichen Überschwemmungen nicht vorkommt. Wenn eine Insel weg ist, dann ist es, als sei eine komplette Sache, eine ganze Nation ausgelöscht worden. Inseln sind oft kleine Orte, aber sie haben großen Einfluss. Neue zu erobern oder zu erschaffen ist eine große Sache. Länder sind gierig nach ihnen, nicht zuletzt deshalb, weil sie ein Gebiet von zweihundert Seemeilen rings um die Gestade jeder einzelnen Insel für sich beanspruchen können. Inseln ermöglichen es, nationale Macht rigoros nach außen zu tragen. Wer nach Orten sucht, die intensiv von militärischer Feuerkraft besetzt sind oder zu Nichts zerbombt wurden, für den sind Inseln das Richtige

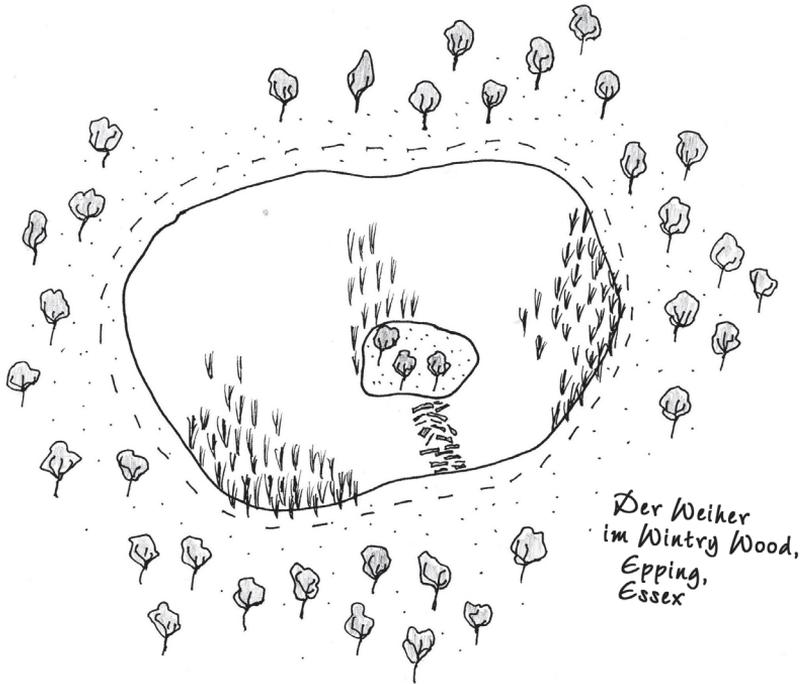
Inseln = Freiheit und Angst. Sie scheinen wie geschaffen für Experimente und einen Neuanfang: vielleicht deshalb ein Kribbeln, wenn das Boot ans Ufer stößt, die Möglichkeit, dass dies eine neue Welt ist, in der die Dinge endlich in Ordnung gebracht werden können. Das 21. Jahrhundert wirft Geld und Ideen auf die Inseln. Die Reichen mögen sie, weil sie Sicherheit und Status bieten. Doch in einer Zeit des sich rasch beschleunigenden Meeresspiegelanstiegs und der zunehmenden Stürme sind Inseln verwundbar. Sie sind die ersten Orte, die verlassen werden. Der Traum wird zum Albtraum und die Insel zum Gefängnis. Inseln werden oft als Deponie für das Unerwünschte genutzt. Sie locken uns an, aber sie können leicht und rasch zu Orten des Schreckens werden.

Die Fenster wackeln jetzt gewaltig und die Steckdosen in den Wänden haben soeben Funken gesprüht. «Keine Chance, diese Woche hier wegzukommen», hatte mich mein Kapitän aus Tonga schon vorgewarnt. Während der Sturm heranzieht, kauere ich mich immer mehr zusammen, versuche, klein zu werden. Meine

Notizen über Inseln wirken plötzlich wie eine ganz dünne Suppe. Sie mögen richtig sein, aber sie fühlen sich nicht verwundbar genug an. Unsere Beziehung zu Inseln geht weit über politische und ökologische Schlagzeilen oder schlaue Paradoxa hinaus. Ich versuche es erneut; will noch weiter zurückgreifen in die Vergangenheit.

Ich stehe mit meinem Bruder und meiner Schwester in einem alten Wald – er heißt Wintry Wood – am Nordrand von Epping, dem Städtchen östlich von London, wo ich geboren wurde und aufwuchs. Ich habe meine hellroten Gummistiefel an; später wird einer von ihnen in einem nahegelegenen Sumpf versinken. Vor uns – vor Paul, Helen und mir, dem Jüngsten – liegt ein dunkler, stiller Weiher, der vor lauter Mücken kaum zu sehen ist, und in diesem Weiher gibt es eine Insel. Der Weiher und die Insel müssen sehr alt sein, aber sie sehen nicht natürlich aus: künstlich angelegt aus Gründen, die längst vergessen und für uns nicht von Interesse sind. Unsere ganze Aufmerksamkeit gilt der Insel: Sie ist unser Ziel. Sie ist vielleicht fünfzig Quadratmeter groß und dicht bewachsen mit Buchen und Silberbirken. Dünne Äste hängen wie Finger ins Wasser und bewegen sich, als würden sie Kinder herbeiwickeln. Generationen sind der Einladung nachgekommen. Wir zwängen uns seitwärts ein besonders schlammiges Uferstück entlang, wo eine unebene Furt aus Stöcken entstanden ist, aus Ästen und Zweigen, ins Wasser geworfen von denen, die vor uns hier waren. Mindestens einer von uns wird mit Sicherheit stinkendes Wasser samt Blättern in den Stiefeln haben und durchnässt den Rückzug antreten müssen. Aber nicht dieses Mal, nicht in dieser Erinnerung. Ich muss unwillkürlich lächeln: Wir haben es alle geschafft, denn wir haben uns an den heiklen Stellen gegenseitig bei der Hand genommen.

Aber was machen wir jetzt, wo wir auf der Insel sind? Es gibt eine kleine Störung in meiner glücklichen Erinnerung. Die



triumphierenden drei stehen ziellos da; streifen stolz umher; gehen nirgendwohin. Die Insel sorgt für Euphorie und Rastlosigkeit; schon bald staksen wir wieder zurück aufs Festland, in dem sicheren Gefühl, etwas geschafft und zu erzählen zu haben.

Die Reise auf eine Insel ist etwas Bleibendes, sie ist fest in einem verankert aus Gründen, die schwer zu erklären sind. Ich glaube, ich wusste, dass ich wissenschaftlicher Geograph werden wollte, als ich auf ein Buch von Professor Yi-Fu Tuan mit den Titel *Topophilia* stieß und erkannte, wie tief dieses Mysterium reicht. Tuan wollte wissen, warum «bestimmte natürliche Umgebungen in den Menschheitsträumen von der idealen Welt eine so prominente Rolle spielten», und nannte ganz konkret:

«der Wald, das Meeresufer, das Tal und die Insel». Seine Liste verwies auf die natürlichen Vorzüge dieser Landschaften und nahm damit auf das Werk eines weiteren Denkers Bezug, der sich dafür interessierte, warum wir uns zu manchen Landschaften hingezogen fühlen und zu anderen nicht. Gemeint ist der 2015 verstorbene Dichter und Geograph Jay Appleton, der sich den Kopf darüber zerbrach, warum die Menschen hohe Berge und Inseln verlockend finden. Wir stolpern umher, so Appleton, und versuchen, unsere Gefühle in Bezug auf Landschaften genau zu bestimmen, wobei wir Wörter wie «Glück» und «Trauer» verwenden, obgleich wir wissen, dass sie nicht wirklich passen. Wir benutzen, so schrieb er, «eine Begrifflichkeit aus zweiter Hand, um eine Beziehung zu beschreiben, die wir nicht wirklich verstehen». Für Appleton geht diese Beziehung weit über die Sprache hinaus, denn sie wurzelt in atavistischen Instinkten von Furcht und Sicherheit. Er entwickelte seine «Prospect-refuge-Theorie», eine Theorie von Aussicht und Zuflucht, um auf diesem unsicheren Terrain für eine gewisse Ordnung zu sorgen. Menschen, so seine These, hätten «eine angeborene Sehnsucht nach Orten, wo sie Gefahren von einem sicheren Platz aus überblicken und einschätzen können».

Das klingt sinnvoll, und unsere Faszination für Inseln, insbesondere kleine, die wir ganz im Blick behalten können, lässt sich zumindest teilweise mit Hilfe von Appletons Theorie erklären. Eine weniger wissenschaftliche Erklärung für diesen Reiz findet sich in der Erzählung *Der Mann, der Inseln liebte* von D. H. Lawrence. Sie beruht auf einer wahren Geschichte, nämlich dem Insel-Hopping des Schriftstellers Compton Mackenzie, der in den 1920er Jahren eine Reihe immer kleinerer britischer Inseln pachtete oder kaufte und jeweils nur dort lebte (zunächst die Kanalinseln Herm und Jethou, dann die Shiant-Inseln, die zu den Äußeren Hebriden gehören). «Eine Insel», so schreibt Lawrence

in dieser Erzählung, «ist ein Nest, das nur für ein Ei Raum hat, für ein einziges. Und dieses Ei ist der Inselbewohner selbst.»*

Für die Dauer einer langen, schlaflosen Nacht und den ganzen Vormittag über wütete Wirbelsturm Keni über Tonga. Am Nachmittag werfe ich wie alle anderen einen zaghaften Blick hinaus; es scheint jetzt alles sicher zu sein. Die Fenster beinahe jedes Gebäudes waren mit Brettern vernagelt, weshalb kaum Scherben auf den Straßen liegen. Nachdem ich zu meinem Mietwagen gelangt bin, komme ich schon bald an Schulen und Regierungsgebäuden vorbei, die von neuen Seen umgeben sind; Kinder vergnügen sich plantschend im warmen Wasser. Zwar bieten an einigen Küstenstreifen im Norden große weiße Felsen Schutz vor den Fluten, doch dieses Wasser ist direkt vom Himmel gekommen und steht jetzt überall in den glitzernden Straßen. Die Luft ist so feucht, dass ich mir ständig kleine Tropfen von der Brille wischen muss. Nach einer halbstündigen Fahrt erreiche ich den westlichsten Punkt der Insel. Eine Infotafel verkündet dort, der Holländer Abel Tasman habe hier 1643 Tonga «entdeckt». An diesem Nachmittag tummelt sich dort eine gutgelaunte und freundliche Gruppe junger Schwuler und Transgender. Sie tanzen rings um einen winzigen Lautsprecher und genießen die Rückkehr der Sonne. Ihre erste Frage ist die, die alle Bewohner Tongas Fremden stellen, und zwar immer auf die gleiche Weise, sehr zurückhaltend und mit einem unsicheren, schüchternen Lächeln: «Wie finden Sie Tonga?» Ich spüre, dass sie auf eine abwertende Bemerkung gefasst sind, dass sie damit rechnen, verletzt zu werden. Jedes Mal, wenn mir diese

* D. H. Lawrence, *Der Mann, der Inseln liebte*, übersetzt von Ursula Müller, in: *Inseln in der Weltliteratur*, München, 1993, S. 15.

Frage gestellt wird, erstarre ich förmlich. Ich kann ihnen nicht die Wahrheit sagen, denn sie würden mir nicht glauben. Die Wahrheit nämlich ist, dass ich es hier wunderschön finde, einzigartig, und es fühlt sich wie ein ungeheures Privileg an, hier sein zu dürfen. Wir lachen alle; ich murmele irgendwas vom Wetter, und ich vermute, sie glauben, meine Ansichten über Tonga lassen sich auf den schlichten Satz «es ist sehr nass hier» reduzieren.

Wochen später, Jahre später habe ich den dringenden Wunsch, dorthin zurückzukehren und das Ganze zu erklären, es richtigzustellen. Zumindest eines aber kann ich tun: ihnen und allen, die Inseln lieben, dieses Buch widmen.

I.

AUFSTEIGEND

Warum wir Inseln bauen

In einer etwas schummrigen Bar am Ufer des Loch Awe beugte sich ein großgewachsener, nach Bier stinkender Kerl zu mir herüber und erklärte in deutlich verlangsamtem Tonfall, die Crannogs – die alten Heimstätten, die auf den Seen in Irland und Schottland verstreut sind – seien die ersten derartigen Gebilde in der Menschheitsgeschichte. Ich nickte widerspruchlos. Es klang plausibel, und er starrte mich mit seinen geröteten Augen voller Überzeugung an. Sollte es mich je wieder hierher verschlagen, werde ich vielleicht den Mut haben, mich zu ihm hinüberzubeugen und ihn zu berichtigen. Die Wahrheit nämlich ist, dass sich künstliche Inseln überall auf der Welt finden und dass der Versuch, irgendeine als «erste» zu beanspruchen, in etwa so ist, als würde man die erste Feuerstelle oder die erste Hütte konkret verorten wollen. Künstliche Inseln – obwohl ein ziemlich stiefmütterlich behandeltes Thema – sind eben zu verbreitet, als dass man sie so einfach oder überhaupt sinnvoll auf einen einzigen Ursprung zurückführen könnte.

Wozu dienen sie? Arbeitet man sich durch die historischen Schichten des Inselbaus, so lassen sich die Hauptgründe, warum Menschen sie bauten, folgendermaßen kategorisieren: zu Verteidigungs- und Angriffszwecken; um neues Land für Häuser und Ackerbau zu gewinnen; als Orte der Ausgrenzung; als heilige Stätten; und schließlich – als eine Art Restkategorie von Inseln – für Leuchttürme, zum Schutz vor dem Meer und für den Tourismus. Sehen wir uns diese Kategorien genauer an, so erkennen wir

Kontinuitätslinien, die bis in unser modernes Zeitalter der Inseln reichen, aber auch Unterschiede, nicht nur, was Zahl und Größe der Inseln angeht, sondern auch mit Blick auf ihre Nutzung. Denn die Mehrzahl der neuen Inseln auf dieser Welt hat keine vormodernen Vorläufer – gemeint sind die Bohrinselfn und Windkraftanlagen, die der Öl-, Gas- und Windenergiegewinnung dienen und die heute so viele Horizonte sprengeln.

Verteidigung und Angriff

Im Südchinesischen Meer finden sich zahlreiche Riffe, die – zu meist von den Chinesen – planiert und befestigt werden, um dort Raketensilos, Marinehäfen und Flugzeugpisten zu errichten. Zwar ist die Geschichte neuer Inseln, die aus Zwist erwachsen, lang, aber die ältesten von ihnen haben nichts mit Säbelrasseln zu tun. So baute das Fischervolk der Lau auf den Salomonen in einer geschützten Lagune rund achtzig Inseln, indem es über Jahrhunderte Jahr für Jahr hinaus paddelte und Korallenbrocken ins Wasser warf. Gedacht waren diese Inseln dazu, den Angriffen von Bauern auf dem Festland zu entkommen. Viele von ihnen sind noch heute bewohnt. Ihre Verteidigungsfunktion spielt zwar keine Rolle mehr, aber sie bieten nach wie vor Schutz vor wilden Tieren, vor allem aber vor Malariamücken. Eine ganz ähnliche Geschichte hört man auch am Titicacasee in Südamerika, wo die Uros, ebenfalls ein Volk von Fischern, weit vor der Küste ähnlich viele Inseln bauten, um vor aggressiven Nachbarn sicher zu sein. Im Gegensatz zu den festen Gebilden der Lau bestehen die Inseln der Uros aus Schilfrohr und Flößen. Das hat zum einen damit zu tun, dass man dort vor allem dieses Baumaterial zur Verfügung hatte, gleichzeitig konnte man die Inseln dadurch aber auch bewegen, wenn Gefahr drohte. Solche Reet-Inseln halten ungefähr dreißig Jahre und müssen ständig erneuert werden. Die Uros hiel-

Warum wir Inseln bauen